Chef-Redakteur:
thur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag:
Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

ummer 646. Berlin, Montag, den 21. Dezember 1891. XX. Jahrgang.

Politische Wochenschau.

Von

Arthur Levysohn.

e große parlamentarische Schlacht ist geschlagen und vom
al v. Caprivi gewonnen worden. Die Handelsverträge mit
reich-Ungarn und Italien fanden mit imponirender Majorität
Billigung der Volksvertretung, und die Gegner haben das
leben. Sein dankbarer Kaiser hat den Kanzler mit dem
ntitel geschmückt und damit das Prinzip aufgestellt, daß in
ist in Deutschland das parlamentarische Schlachtfeld an maß-
der Stelle nicht minder hochgehalten werden soll als der
rische oder der rein diplomatische Wahlplatz. Wenn man
so ist dies ein Buch mit der Tradition,
Bedeutung nicht zu gering angeschlagen wer-
darf. Eben noch hatte Fürst Bismarck in über-
nendem Groll davon gesprochen, daß der Reichstag, den er als
mentbehrliche Bindemittel unserer nationalen Einheit bezeichnete,
Autorität verliere", wenn er mit der Regierung Hand in Hand
Und gleichsam als Antwort hierauf hielt der Monarch es
seine Pflicht, den siegreichen Nachfolger des Einsiedlers von
richbruch mit einer hohen Auszeichnung zu bedenken.
a noch mehr! In einer sehr bemerkenswerthen Ansprache,
der Kaiser am Abend des Caprivi'schen Sieges vor den
mmelten Kreisständen des Kreises Teltow hielt, nahm er
n Anstand zu erklären, daß dieser selbe Reichstag, von
Fürst Bismarck behauptet hatte, daß er an Autorität verloren,
einen Mark- und Denkstein in der Geschichte des Deutschen
des gesetzt habe". In dieser Improvisation — denn die kleine
prache, die in einem Toaste auf den „Grafen" Caprivi ihren
thuß fand, war ersichtlich eine Eingebung des Augenblicks — in
r Improvisation sprach der Souverän ausdrücklich von den
en Bahnen", in die das Vaterland einzulenken ihm jetzt gelungen
gelungen, trotz der „Verdächtigungen und Schwierigkeiten", die
Reichskanzler und den Räthen des Monarchen von den verse-
densten Seiten gemacht worden seien. Man muß gestehen, daß
Anerkennung des Parlaments und die damit verknüpfte Aner-
ung für den „schlichten preußischen General, der seit zwei Jahren es
ander, sich in Themata einzuarbeiten, die zu beherrschen selbst
den Eingeweihten außerordentlich schwer ist", ganz anders klingt,
jenes mißglückte lateinische Extemporale — wenn man sich so
drücken darf — nach welchem allein des Königs Wille das
ste Gesetz sein sollte. Fast gewinnt es den Anschein, als habe
Monarch durch diese Hervorhebung des Reichstages und des
glers darauf hinweisen wollen, wie ungerecht die Auslegungen
esen, die sein Münchener lapsus pennae im absolutistischen
ne gefunden. Und wenn dies wirklich die Absicht Kaisers Wil-
II. bei der Rede vor den Teltower Kreisständen gewesen sein
, so wird man freudig anerkennen dürfen, daß noch selten ein
ig glücklicheres Citat mit so erfrischender Promptheit aus dem
ächtniß der Zeitgenossen gelöscht wurde, als in diesem Falle.
Der Kaiser hatte zur selben Zeit und bei derselben Gelegenheit
anlassung genommen, den märkischen Landwirthen und zugleich
Landwirthen von ganz Deutschland das alte Hohenzollernwort
m cuique ins Gedächtniß zurückzurufen. Er sprach dabei die
Hoffnung aus, daß dieses Wort „trotz aller Versuche, die von ver-
schiedenen Seiten her zur Erzielung des Gegentheils gemacht worden
seien", fest im Herzen der deutschen Landwirthe sitzen werde. Und
wie er diesmal den Landwirthen zurief, daß sie des Grundsatzes
„Jedem das Seine" eingedenk zu sein hätten, so bekannte er sich
wenige Tage vorher in Stettin auf der Werft des „Vulkan" in
einer nur vereinzelt in die Oeffentlichkeit gedrungenen Ansprache
der Industrie gegenüber zum Prinzip der „freien Konkurrenz",
und auch hier zeigte er also, daß in seinen Adern das Blut eines
wirklich vom modernen Geiste erfüllten Mannes pulsirt — eines
Mannes, der sich nicht nur der Rechte, sondern auch der Pflichten
wohl bewußt ist, die ihm sein Königthum von Gottesgnaden auf-
erlegt.

Und er hatte Recht, den weiten politischen Blick zu rühmen, mit
welchem der leitende Staatsmann es verstanden, im richtigen
Augenblick unser Vaterland vor schweren Gefahren zu behüten.
Denn dieser Abschluß der Handelsverträge ist in der That von
großem politischen Gewinn. Die Züchter des Beunruhigungsbacillus
hatten schon begonnen, die Lage unseres Vaterlandes so darzustellen,
als sei es von der hohen Stufe des Einflusses heruntergestiegen, auf
der es sich seit dem Frieden von Frankfurt erhalten hat.
Man gab vor, daß unser Wort im Rathe der
Völker kein Gewicht mehr habe, und mit einer halb
schmerzlichen Schadenfreude suchte man nachzuweisen, daß seit
dem Scheiden des Fürsten Bismarck aus seinem Amte das deutsche
Reich selbst nicht einmal mehr unter seinen Verbündeten als Erster
unter Gleichen anerkannt werde. Die handelspolitische Aktion des
General Caprivi hat inzwischen auch dem blödesten Auge dartthun
müssen, wie ungerecht diese Unterstellung gewesen. Freilich, es
giebt keinen unheilbareren Wunden, als den, der nicht sehen will,
und so mögen noch manche Politiker vorhanden sein, die nicht zu-
gestehen werden, daß Deutschland durch die von ihm in Angriff ge-
nommene Rückkehr zur Politik der Handelsverträge sich aufs Neue
als die tonangebende Macht in Europa erwiesen hat. Oester-
reich-Ungarn und Italien, die Schweiz und Belgien sind
bereits unserem Beispiel gefolgt, die Niederlande, Schweden und
Norwegen, Spanien, Dänemark, Serbien und Rumänien schicken
sich an, denselben Weg zu beschreiten, auf dem wir ihnen voran-
gegangen. Mit einem Wort, die Haltung des Deutschen Reiches
wurde epochemachend für die handelspolitische Gestaltung des euro-
päischen Kontinents. Und wenn Fürst Bismarck die Ehre für sich
in Anspruch nehmen konnte, daß er in Europa die Politik der
chinesischen Mauer inaugurirt habe, so darf sein Nachfolger mit
demselben Recht von sich behaupten, daß er eine allgemeine Abkehr
von dieser Politik der gegenseitigen handelspolitischen Befehdung
zuwege gebracht. Noch sträuben sich nur Frankreich und
Rußland, diesem Beispiel zu folgen. Aber in Frank-
reich sind die weitsichtigeren Geister nicht mehr darüber im
Unklaren, wie gefährlich diese handelspolitische Isolirung für die
Republik zu werden vermag, und die freihändlerische Strömung,
welche dort zu einem schwächlichen kleinen Bächlein zurückgegangen
war, fängt aufs Neue an, durch das deutsche Flutdum stärker und
stärker anzuschwellen und mächtigere Wellen zu schlagen.

Allerdings weiß man in Paris noch nicht recht, wie man die
handelspolitischen Nothwendigkeiten, welche einen Anschluß an das
übrige Europa predigen, mit den Revanchegelüsten versöhnen soll, die auf ein ausschließliches Zusammengehen mit Rußland hinweisen. Für den Augenblick ist in Paris das russophile Streben noch fast allein ausschlaggebend. Man hat es soeben noch erlebt, als es sich darum handelte, Bulgarien gegenüber Genugthuung für die Ausweisung eines Korrespondenten der Pariser Telegraphenagentur Havas aus Sofia zu verlangen. Dieser Depeschenmann, ein Herr Chadourne, hatte vor Allem darauf gehalten, das Bismarck'sche Wort „gelogen wie telegraphirt" wieder zu Ehren zu bringen. In Sofia scheint man längere Zeit hindurch die Erfindungen Chadournes nach ihrem wahren Werth taxirt und nicht beachtet zu haben. Allein man glaubte, von dieser guten Gewohnheit abgehen zu müssen, als der Vertreter der Agence Havas dem Fürsten Ferdinand einen Toast in den Mund legte, den derselbe auf macedo-nischem Boden gehalten haben sollte, und dessen Wortlaut durchaus dazu angethan schien, Bulgarien mit seiner Souzeränität, der Türkei, auf das Heftigste zu verfeinden. Von diesem Augenblick an erblickte man in den Telegrammen des Fran-zosen nicht mehr einfache „Druckerschwärze", sondern das Glied einer Intriguenkette, deren Anfang man mit Recht oder Unrecht im Gebäude der russischen Gesandtschaft zu Bukarest vermuthete. Herr Chadourne, der mehrfach verwarnt worden war, glaubte im Hin-blick auf seine russischen Hintermänner seine Stellung vor jedem Angriff gefeit und als ihn zu seiner nicht geringen Ueberraschung das Ausweisungsdekret ereilte — das, wie jede Gewaltmaßregel, immerhin als ein zweischneidiges Unterfangen anzusehen ist — war er der Ansicht, daß eine Drohung seines heimischen Vertreters in Sofia genügen müsse, um die Re-gierung des Fürsten Ferdinand zur Rücknahme des Dekrets zu zwingen. Allein Herr Stambulow hatte aus den Tagen des Fürs-ten Alexander Battenberg sich eine gewisse Unverfrorenheit bewahrt, und da er der Ansicht sein mochte, daß Bulgarien direkt von Frankreich nichts zu befahren haben könne, so wies er einfach das Begehren des französischen Geschäftsträgers, Herrn Chadourne ruhig im Lande zu belassen, zurück, und Frankreich, das augenscheinlich machen, brach sofort die diplomatischen Beziehungen mit Bul-garien ab.

Es hat indessen beinahe den Anschein, als ob dieses Wettkriechen um die Gunst des Zaren die Kreise der Petersburger Politiker zu stören geeignet war. Denn das Vorgehen der Regierung fand an der Newa nur sehr getheilten Beifall. In der That wurde dadurch für die russische Agitationspartei die Unterwühlung Bulgariens, die man noch immer im Geheimen betreibt, ungemein erschwert. Bisher durften die französischen Kon-sulate in Bulgarien als die geheiligten Agitationsherde der mos-kowitischen Strebungen gelten, und der Verlust derselben muß natürlich die Kraft der Propaganda, wie sie von Mostau über Bukarest betrieben wurde, um ein Erkleckliches schwächen.

Die Franzosen haben ersichtlich mit dem Abbruch der diplo-matischen Beziehungen einen Rechenfehler begangen — einen Rechen-fehler ähnlich demjenigen, den bei uns sich die konservative Partei zu Schulden kommen ließ, als sie beim Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. glaubte, diesen Monarchen einfach als eine Figur in ihrem Schachspiel benützen und seine Machtbefugnisse in ihrem Sinne

Wiener Plauscherl.

Von [Nachdruck verboten.]

Wilhelm Hermann.

Wien, 18. Dezember.

Trauerflaggen nicht allein auf öffentlichen, sondern auch auf zahl-
chen Privatgebäuden geben beredtes Zeugniß für den innigen Antheil,
n Wiens Bevölkerung jetzt wie immer an den Ereignissen im
iserhaus nimmt, das seit Kurzem in rascher Folge wiederholt
n Todesfällen heimgesucht wurde. Kaum waren Erzherzog Heinrich
d Gemahlin, die fast gleichzeitig starben, zu Grabe getragen, als
Bruder des Ersteren, der Erzherzog Sigismund, seine
gen für ewig schloß. Und noch bevor die Bestattungs-
erlichkeiten für dieses Mitglied der Herrscherfamilie vorüber
ren, mußte man die schmerzliche Kunde vernehmen, daß der dritte
nder der beiden binnen wenigen Wochen heimgegangenen Erzher-
ge, der Erzherzog Ernst, schwer erkrankt sei. Theilnahmsvoll
sucht man jetzt den Dulderling über das Befinden dieses hohen
rren, der wie seine zwei verblichenen Brüder von der Influenza
fallen wurde. Nicht ganz so verheerend, wie vor zwei Jahren, tritt
se Epidemie jetzt hier auf; sie war bisher gutartig, neuestens jedoch
winnt sie fast zusehends an Ausdehnung, und vielfach nimmt sie
ch einen ernsteren Charakter an.

Wie es indessen im Leben nun einmal geht: ungeachtet der allge-
einen und aufrichtigen Theilnahme der Bevölkerung an den
rauerfällen und den Erkrankungen im Kaiserhaus und auch
ob der herrschenden und sich immer mehr ausbreitenden
fluenza macht der Tag, macht die Wirklichkeit, machen das
rannahende Christfest und die Erfordernisse des Daseins
re Rechte geltend. Neben den Arbeiten und Sorgen für die kommen-
en Feiertage giebt es ebendrein gerade im Augenblick für die hiesige
Bevölkerung verschiedene, ziemlich gewichtige Anlässe, mit denen
e sich zu beschäftigen hat. So stehen wir z. B. unmittelbar
or der „Geburtsstunde von Groß-Wien". Zur Mitter-
acht vom Sonntag zum Montag, genau um 12 Uhr, wann der
O. dem 21. d. weicht, werden die Linienwälle fallen, hört die bis-
erige Mauthschranke auf, und wird dieselbe bis zu den entfernten
Bemarkungen des neuen, erweiterten Wien hinausgeschoben.
Mit dem Glockenschlage um Mitternacht des Sonntag ziehen die
rünuniformirten Wächter ab, die bisher, ein Ueberrest aus veralteten
Zeiten, den Verkehr an den gewesenen Vororten nach der Stadt über-
wachten und ein störendes Hinderniß der Entwickelung, eine Schranke
wischen Zusammengehörigem bildeten. Der Fremde, der hinfort mit
einem Wagen von den Bahnhöfen nach der Stadt fährt, wird nicht
mehr einen Obolus zu entrichten haben, man braucht nicht mehr acht
Kreuzer für den Fiaker, vier für den Einspänner als Mauth zu be-
zahlen, wenn man nach der Stadt fährt, und auch die sogenannte Linien-
steuer für jede Flasche Wein, für jedes Huhn und jedes Ei hört auf.
Es läßt sich kaum ausdenken, welche Folgen die Beseitigung der alten
Umfassungsmauern für Wien haben wird. Jetzt erst ist Raum für
eine große, ungehemmte Entfaltung der Residenz geboten, und die
Bevölkerung fühlt die Bedeutung des Moments. Kaiser Franz
Joseph, dem Wien bereits so unendlich viel zu verdanken hat, der
die Festungswälle abgeschafft, die erste und die zweite Stadterweiterung
ins Leben gerufen und Wien so herrlich geschmückt hat, ihm ist nun auch
diese größte Wohlthat für Wien, die Beseitigung der Linienwälle zu
verdanken. Wir stehen nun, wie schon gesagt, unmittelbar vor der
eigentlichen Geburtsstunde von Groß-Wien, und die Bevölkerung
freut sich darüber, und sie hat allen Grund dazu. Es ist damit die
Voraussetzung zu einem neuen Aufschwung gegeben.

Eine weitere, allerdings nicht entfernt so einschneidende und folgen-
schwere, eine viel kleinere, immerhin aber mit Genugthuung zu be-
grüßende Neuerung steht für die Jahreswende bevor: eine Reform
des öffentlichen Lohnfuhrwesens. Zwar unsere viel-
beklagte, mit Recht verspottete Tramway-Misère bleibt bestehen,
unsere antediluvianischen Stellwagen bleiben uns ebenfalls er-
halten, aber es sind doch die Taxen für die Fiaker und Einspänner
herabgesetzt und geregelt worden. Wer ist jemals in Wien gewesen
und hätte nicht über die theuren Fahrpreise und noch viel mehr
über das Trinkgeldernunwesen bei den Kutschern, sowie über die souveräne
Hinwegsetzung der Letzteren über alle Taxen und Vorschriften zu
lamentiren gehabt? Das alles soll nun aufhören. Es sind endlich
feste Normen für alle Fahrten aufgestellt, und jede willkürliche Tax-
überschreitung des Kutschers, jede Forderung eines Trinkgeldes ist mit
empfindlichen Strafen bedroht. Die Reform, die mit dem 1. Januar
ins Leben tritt, ist eine höchst dankenswerthe, und das Ver-
dienst für dieselbe gebührt dem rührigen, energischen Statthalter
Grafen Kielmannsegg. Die kleine Unbequemlichkeit, die das
neue Kursbuch seines Umfanges wegen bietet, darf man willig mit
in den Kauf nehmen, zumal es dafür überschlichter ist, als alle gleich-
artigen Tabellen, die wir bisher besaßen. Ob die „feschen, gemüth-
lichen" Wiener Kutscher freilich sich wirklich sofort und ohne Wider-
rede in jedem einzelnen Fall in die Neuerung fügen werden, darf
man als eine offene Frage betrachten, indessen kommt
es auf die Bevölkerung an, daß die Reform auch in der
That und uneingeschränkt zur Wahrheit wird. Die Behörden
haben das Ihrige gethan, um einen Uebelstand abzuschaffen, nun braucht
nur die Bevölkerung ihre Indolenz in derlei Dingen zu überwinden,
dann wird man nicht mehr sagen müssen, daß in Wien die Fuhrwerks-
taxen nur bestehen, um nicht befolgt zu werden.

Von „Groß-Wien", Linienwall-Beseitigung und Fiakertaxen ge-
statten Sie mir einen Sprung zur — „Iduna". Das reimt sich freilich
nicht, dafür reimt die „Iduna" desto mehr. Diesen an die Almanache
einer seligen Literaturperiode gemahnenden Namen hat sich ein
neuer Schriftsteller-Verein beigelegt, den wir
hier bekommen haben. Welchem Bedürfniß er entsprungen, welchen
Zweck er verfolgt, läßt sich vorläufig nicht erschöpfend angeben. Er
ist nun einmal da, und wir müssen seine Thaten abwarten. Man
sagt, er sei ein „Trutz-Verein" gegen den vor einiger Zeit entstandenen
Verein für moderne Literatur, „Freie Bühne" zubenannt. Andere
sagen, die „Iduna" sei eigentlich nichts anderes als eine Art „literarischer
Salon der Zurückgewiesenen". Alle jene Männer von der Feder, Bekannte
und Unbekannte, Tüchtige und Unerprobte oder auch sehr mittelmäßig
Begabte, die sich keiner der bestehenden „Richtungen" anschließen
können oder mögen, die in keinen der vorhandenen Vereine hinein-
passen, hätten sich zusammengethan und die „Iduna" ins Leben ge-
rufen. Aus dem versifizirten Programm, mit dem der Verein jüngst
in die Oeffentlichkeit getreten, mag eine Stelle hier wiedergegeben
werden. Sie lautet:

„Und was der Väter Lieb und Wahres sang,
Was Schönes tief in unser Herz gedrungen,
Was sich aus edler Brust in vollem Klang
Durch Nacht und Qual zur Sonne durchgerungen,
Wir hüten's wohl; — doch auch das eig'ne Wort,
Das eig'ne Lied, es bleib' uns unverloren,
Sofern es aller Kunst neu'ger Hort,
Die Wahrheit und die Schönheit uns geboren."

Volle Klarheit über die Tendenz des Vereins wird man hieraus kaum gewinnen. „Wahrheit und Schönheit" ist eine löbliche Devise, aber was ist Wahrheit und was ist Schönheit? „Der Väter Lied und das eigene Lied" bildet jedenfalls eine weitgestreckte Grenze, innerhalb welcher gar Vielerlei Raum erhalten kann. Einen deutlicheren Fingerzeig gewährt vielleicht eine andere Stelle des Programms, welche sich über die „Jung-Deutschen", über die moder-nen Realisten ziemlich scharf absprechend vernehmen läßt. — An der Spitze der „Iduna" steht gegenwärtig ein protestantischer Seelsorger, Herr Brudniok, und es wird erzählt, daß der Herzog Elimar von Oldenburg dem Verein seine besondere Protektion angedeihen lasse. Weiteres und Bestimmtes ist mir noch nicht bekannt. Es muß also vorläufig bei der Feststellung der Thatsache sein Bewenden haben, daß Wien um eine literarische Vereinigung wieder reicher geworden ist.